Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 4

Artikel: Begegnungen mit Liliencron : münchener Jugenderinnerungen
Autor: Brandenburg, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759516

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BEGEGNUNGEN MIT LILIENCRON

Münchener Jugenderinnerungen

VON HANS BRANDENBURG

Kurz nach meinen Barmer Schülertagen, in denen mir sein Name zum ersten Male begegnet war, las Liliencron in der Nachbarstadt Elberfeld, und ich erbettelte von meinen Eltern die Erlaubnis zum Besuch des Abends. Es trat kein Ritter ein, kein Hüne, dem man es ansah, daß er mit König Ringelhaar verkehrte, sondern ein kleiner, rundlich-zierlicher Herr im Gehrock, mit kurzgeschorenem Haar und dichtem blondem Schnurrbart. Er las mit schnarrender Stimme und durch Zahnlücken Gedichte und veranschaulichte das Gewehrfeuer in einer Kriegsnovelle durch Trommeln auf das Pult, daß das Wasserglas überschwappte. Doch ich sah nicht den halbleeren Saal und fand nicht, was die Zeitungen schrieben, daß der Dichter ein schlechter Vorleser sei. Dichter lesen ihre Werke stets, wenn nicht am besten, so doch am richtigsten, und dieser rief mit Kommandostimme Wort und Ding auf, daß sie sachlich, leibhaftig und gewappnet strammstanden, und richtete seine Verskolonnen aus wie ehemals die Front seiner Kompanie. Ich sollte ihn noch öfter hören, und niemals hat er später mehr den Versuch scheindramatischer Verdeutlichungen gemacht, die ihm irgendwelche Podiumshengste angeraten hatten, wohl aber traten trotz der Tonschärfe Scham und Schüchternheit immer mehr hervor, die Scheu vor der Oeffentlichkeit, die er gelegentlich humorvoll äußerte, indem er sagte, er würde sich besser dazu eignen, als Saalordner von der Galerie herunterzurufen: «Meine Herrschaften, da unten im Parkett sind noch Plätze frei!» als lyrische Gedichte vorzutragen. Ich aber lauschte ihm begierig und hörte etwa das unvergleichlich herrliche Gedicht vom Schlachtschiff «Téméraire» durch seine Offiziersstimme so eindringlich zum Leben erweckt, wie es keine Rezitationskunst vermocht hätte. Ich bin kein Schauspieler und habe kein Nachahmungstalent, aber ich ward aus Liebe zum Medium, das heute noch jene Stimme aus dem Grabe beschwören kann. Auch sonst lebt Liliencron noch in mir, und ich bin wohl einer der letzten, in denen er mit jedem Klang des Wortes, aber auch mit jeder Miene und Gebärde, die sich nicht vermitteln lassen, noch lebt. Während er, der, wie Nietzsche, vor hundert Jahren Geborene, für fast alle anderen

Menschen als Person längst dem Tode verfiel, lebt er in mir ein Leben, das erst mit dem meinigen für immer sterben wird.

Damals, in Elberfeld, harrte ich eine nächtliche Stunde lang am falschen Ausgang, aber ich hätte wohl kaum das Herz gefunden, dem Vergötterten die Hand zu drücken. In den nächsten Wochen schrieb ich mir im halbdunklen Lager eines Buchhändlers Liliencronsche Gedichte ab. Und ein halbes Jahr später wandte ich mich an den Meister — nicht mit eigenen Versen, sondern mit der Bitte um Rat und Hilfe in religiösen Zweifeln. Postlagernd, wie erbeten, kam die Antwort, ein Wisch mit den berühmten «Krähenfüßen», deren Hieroglyphen ich nur langsam enträtselte: «Tausend Dank, hochverehrter Herr Brandenburg, für Ihren interessanten Brief. Aehnliche bekomme ich unendlich viele. So daß ich nur den kleinsten Teil beantworten kann, oder mein Tag müßte 100 Stunden haben. Darf ich Ihnen deshalb nur Eins schreiben: Immer fix weiter dichten! Ihr Detlev Liliencron.» Ich ließ indes nicht locker und erhob meine Stimme zum Schrei. Da traf ein etwas längerer Trostbrief ein: Unglücklich müsse sich jeder in diesem Jugendalter fühlen; am besten sei positiver Glaube, wer aber nicht glauben könne, der glaube dann eben nicht und finde auch darin seinen Frieden. «Sie sollen mal sehen, mein Poet, so etwas gibt sich mit den Jahren.» Und dann wieder der Schluß: «Immer mein Rat: Dem Leben fest ins Auge sehen! Und — weiter dichten. Mut und vorwärts!!!» — Durch diese Aufforderung zum Weiterdichten zog sich Liliencron schließlich doch meine erste Verssendung zu. Und mir schien dem Baron und ritterlichen Sänger nur eine Rolle verräucherten Pergamentes angemessen. Doch da ich dieses nicht hatte, schrieb ich meine Stanzen auf große Papierbogen, deren Ränder von mir im Zickzack abgerissen und mit Streichhölzern angesengelt worden waren, so daß dem Empfänger aus dem Umschlag zunächst eine Wolke Aschenflöckchen in den Schoß schneien mußte. Allein er verspottete die Kinderei mit keinem Wort, sondern zollte dem Fünfzehnjährigen alle Anerkennung.

Bald danach war er wieder in Elberfeld, diesmal mit dem «Bunten Brettl», das sich ihn, den ewiger Geldmangel plagte, als «künstlerischen Leiter» gekauft hatte. Ich schwänzte die Schule und trieb mich herum, bis ich in seinem Hotel vorgelassen wurde. Noch sehe ich ihn, wie er nach seinem «Herein!» zunächst nicht hochblickte von einem Tierbuch, in dem das Bild eines Zebras aufgeschlagen war; aber als ich mich stammelnd mit versagender Stimme zu erkennen gab, da rief er: «Das ist ja ein berühmter Name!» und stellte mich seinem Impresario als «großen Dichter» vor. Er bot mir einen Sessel an, lehnte sich in den seinigen zurück und sagte kameradschaftlich: «Nun wollen wir uns mal gemütlich etwas vertellen.» Um des lieben Brotes willen

von Ort zu Ort verfrachtet, fragte er hier in Elberfeld, ob wir in Barmen oder in Düsseldorf seien, und erzählte als schönstes Reiseerlebnis von dieser qualvollen Brettlfahrt, daß ihn in Halle die Studentenschaft stehend angehört und dann durch einen Sprecher erklärt habe, diese Ehrung gelte nicht dem Dichter, sondern dem Märtyrer. Am Abend paßte ich ihm zusammen mit einem Schulfreunde, der in Elberfeld wohnte, vor dem Variététheater ab und bat um zwei Plätze, da wir keine kaufen konnten. Er schrieb im Schein einer Straßenlaterne die Anweisung dafür und kündigte uns an, er werde seinen «Krischan Schmeer» ins Publikum «brausen». Wir hörten dieses und leider nur noch ein zweites Gedicht, die sich freilich verloren genug zwischen den Kabarettnummern ausnahmen. Ueber den nächsten Mittag war ich wieder bei ihm, zusammen mit einem Freunde. Er lud uns zum Essen ein, und die Zigarre, die ich fünfzehnjähriger Knirps von ihm erhielt, hat, obwohl ich schon Raucher war, lange Zeit, mit einem Schildchen «Geschenk von Detlev von Liliencron» beklebt, als Reliquie in meinem Schülerschrank gelegen. Er regte sich über eine ordinäre Nummer des Programms auf und zeigte sich entschlossen, zum erstenmal von seinen vertraglichen Rechten eines Leiters Gebrauch zu machen — wenn es sein müsse, auch von dem der Entlassung. Auch sprach er von den Schmähungen und Herabsetzungen durch gewisse Literaten, worunter er noch immer zu leiden habe; aber er werde niemals darauf antworten, selbst wenn man von ihm behaupten sollte, er habe silberne Löffel gestohlen oder die Kaiserinmutter von China verführt. Plötzlich war er mitten in einem Bekenntnis seiner Liebe zu Mörike, der uns gerade damals aufging, und bedauerte nur die allzuvielen Gelegenheitsgedichte des Hochverehrten mit Ueberschriften, so sagte er, wie «An meinen Freund, den Pfarrer — Abarbanell». Dieser Name kam gleichsam spontan als der erstbeste heraus, aber er mochte eine Verliebtheit in ein Mitglied der Truppe verraten, Lina Abarbanell. Sie sang ein Couplet von einem frommen Mädchen, das einem Bittenden, einem armen «Li-la-luder», alles hergab, sogar das Hemd. «Heil denen, die barmherzig sind, denn ihnen winkt der höchste Preis», sang sie im Refrain mit einer Plärrstimme wie von der Heilsarmee. Zuletzt bat er auch um ihr Herz, da hieß es: «Hat ihm das fromme Mädel — denkt! — ihr Herz geschenkt», und dann getragen im feierlichsten Falsett: «Heil denen, die barmherzig sind — nun ward ihr auch das Himmelreich.» «Wie in der Kirche klingt das!» schwärmte Liliencron, entzückt von dem losen Song. Er wies mir wieder zwei Plätze an, diesmal freiwillig: «einen für Ihre Geliebte», denn, so meinte er bei meiner verlegenen Abwehr, ein «teutscher Tichter» habe immer eine Geliebte. Ich aber brachte zur heutigen Vorstellung meine Schwester

mit, die ihm am Ausgang einen Blumenstrauß überreichte und vor der er sich tief verbeugte. Als wir ihn nun durch Schneegestöber zum Hotel begleiteten und ihn ein Bursche anrannte, lachte er: «Schade, daß ich ihm nicht meinen Schirm entgegengehalten habe, dann hätte ich ihn aufgespießt.» Zum Abschied klagte er noch einmal über seine unglückliche Rolle als «commis voyageur en lyrique».

Bei einem Ferienaufenthalt in meiner Vaterstadt sah ich den nun endlich berühmten Dichter wieder. Er wohnte bei einem Kunstfreunde, der auch unser Gönner war, und ich holte ihn mit diesem zusammen am Bahnhof ab. Das Haus, das ihn empfing, war schon lange zuvor in Aufregung; auch die Kinder hörten, daß Liliencron komme, sie sprangen aus den Betten, als der Dichter eintraf, der Kleinste rief von der Treppe: «Guten Tag, lieber Liliencron!», und der liebe Liliencron ließ sie später schriftlich grüßen, wobei er noch alle ihre Namen wußte, und gar in der richtigen Altersreihenfolge. Mich aber versetzte er in tödliche Verlegenheit, indem er vor der braven Bürgersfamilie meinen «prachtvollen Dichterkopf» in die Hände nahm und meine «fanatischen Augen» bewunderte. Dann zog er mich einmal für einen Augenblick beiseite, ängstlich flüsternd: «Hier ist alles so reich und vornehm — ist der Herr vielleicht Dichter?» Und ich mußte ihm diesen furchtbaren Verdacht bestätigen.

Wir brachten ihn zum Vortragssaal. Seufzend sagte er unterwegs zu mir: «Wie jung sind Sie! Alles Schöne haben Sie noch vor sich.» Ich indessen, der ich das Unglück einer verlorenen Liebe mit in die alte Heimat geschleppt hatte, bemerkte, ich hätte Grund, zu glauben, das Schönste läge schon hinter mir. Liliencron lachte herzlich, aber ohne Spott; dennoch errötete ich, was man jedoch gottlob in der dunklen Droschke nicht sah. Der Saal war überfüllt, und der Dichter wurde schon bei seinem Eintritt bejubelt. Am folgenden Tage, einem Sonntagnachmittag, war ihm zu Ehren in der Villa seines Gastgebers eine kleine Gesellschaft zum Tee geladen. Er hielt, die zierlichen Hände reibend, bescheiden Cercle, er plauderte verbindlich in seinem niedlichen holsteinischen Klönton, während seine nebelblau schwimmenden Augen ihr undurchdringliches Geheimnis wahrten. Später ließ er sich erbitten, seinen Poggfred-Kantus von der kleinen Fite zu lesen. Er tat es schamvoll und schaltete zwischen die kecken Eingangsstrophen jedesmal ein «Gräßlich!», dann aber hinter das ihnen folgende Lob der Ehe ein erlöstes «So ist es recht!» ein. Nach dieser Vorlesung sagte er ernst: «Richard Dehmel macht keine Dönchen. Er ist der wahre Dichter, er liest wie ein Prophet.» Hier waren wenigstens Liliencrons Bücher; doch als er sich am nächsten Abend bei einem reichen Fabrikanten noch einmal erweichen ließ und etwas lesen wollte, stellte sich heraus, daß keines seiner Werke vorhanden war.

Mit ingrimmiger Neckerei schrieb er zum Abschied vom Wuppertal eine Karte an seinen Verleger: «Hier wurden ungezählte Bände von mir verkauft. Ihr Lilienschmeißer.»

Er war zu freigebig mit Lobsprüchen, als daß ich diejenigen, die er mir spendete, allzu hoch eingeschätzt hätte. Aber niemals hat er mich wie so manchen meiner Bekannten behandelt. «Ihr Gedicht ist himmlisch», schrieb er an einen dichtenden Buchhändler, «ein wahrer Mörike. Leihen Sie mir doch sofort hundert Mark.» Vieles an seiner Liebenswürdigkeit, mit der er zu Tode lobte, war Maske und Selbstschutz. Stolzer als auf sein Lob bin ich daher auf seinen Tadel: er ging bei mir immer auf Einzelheiten und kritisierte oft scharf; das war Ausnahme und Auszeichnung. Und als er mir schrieb, mein Lichtbild stehe vor ihm auf dem Schreibtisch, ja als er schließlich ein Gedicht von mir, das auf einen Apfel, nur noch annahm, indem er mir als Gegengabe ein eigenes in seiner Handschrift schickte, das Gedicht auf sein vielgefurchtes, aufgewühltes, ausverkauftes, unbegreifliches Herz, da empfand sein verhätschelter Knappe dies mit Recht als den Ritterschlag.

Endlich kam er auch einmal nach München, der Stadt, die er seit seinem hier verlebten Jahr über alles liebte. «Grüßen Sie mein Minka!» hatte er in Barmen zu mir gesagt und diese Aussprache für münchnerisch gehalten, ebenso wie seinen begeistert schnarrenden Zusatz: «Dös is mei Freid!» Aber zugleich hatte er sich bei mir über die bayerische Sprache auch wiederum geradezu aufgeregt. Er sei mit Martin Greif im Englischen Garten spazierengegangen und habe gelesen: «Fußweg nach Föhring.» «Ja, da geht's nach Fehring», habe Greif geantwortet. «Aber erlauben Sie», habe er gesagt, «dort steht doch deutlich ‚nach Föhring'.» «Ja, ja, nach Fehring», habe Greif wiederholt, ohne einen Unterschied zu merken. «Entsetzlich, diese Sprache bei einem so wundervollen Dichter!» meinte Liliencron.

Auch hier in München war der Saal voll, doch ich entsinne mich nicht, daß die Kunstwelt allzu zahlreich vertreten gewesen wäre, obwohl die «Jugend» dem Dichter zu seinem sechzigsten Geburtstag ein Sonderheft gewidmet hatte. Er sollte nicht allein lesen, sondern den größeren Teil des Programms bestritt eine Rezitatorin, ich glaube die Schwägerin des Agenten, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob dies seinem besonderen Wunsch oder nur dem Ehrgeiz der Dame entsprang. Jedenfalls saß er mit hochroten Bäckchen und eingekehrten, ganz nach innen gerichteten Augen klein in seinem Sessel an der linken Podiumsseite, als sie, so ganz anders als er, alle Register zog und am Schluß des Gedichtes «Der Blitzzug», wo gerade die nüchterne Reportage über die einzigen Ueberbleibsel des Eisenbahnunglücks so erschütternd wirkt, mit weinerlicher Rührstimme sang: «Endlich ein

Püppchen, im Bettchen verbrannt, dem war» — nun fast schluchzend gesprochen — «ein Eselchen vorgespannt.»

Hinterher war es nur ein ganz kleiner Kreis, der mit dem Gefeierten noch in die Torggelstube ging. Dort saßen an langem Tische die Mitarbeiterstäbe von «Jugend» und «Simplizissimus», die der Hörerschaft ebenfalls ferngeblieben waren. Immerhin war es rühmlich, daß sich die beiden rivalisierenden Blätter unter dem Vorsitz von Georg Hirth, dem Verleger der «Neuesten Nachrichten» und Herausgeber der «Jugend», so friedlich vereinigt hatten. Und immerhin geschah es, daß Hirth in den erstaunten Ruf «Liliencron!» ausbrach und daß sich daraufhin die ganze Gesellschaft einmütig von ihren Plätzen erhob. Nur Frank Wedekind verließ ostentativ die Tafelrunde und schloß sich uns an, als wir mit unserem Gast ein verstecktes Seitentischchen wählten. Da saßen sich nun die beiden grundverschiedenen Dichter eine Weile gegenüber. Liliencron, der dem Jüngeren erst kürzlich ein begeistertes Wort geschrieben zu haben schien, machte wohl erst jetzt seine persönliche Bekanntschaft und tat es mit kameradschaftlicher Herzlichkeit. Wedekind aber sprach formvoll: «Ihr Brief, Herr Baron, wird von mir als hohes Vermächtnis an Kinder und Kindeskinder weitergegeben werden.» Meine Freundin Dora Polster an meiner Seite war tief davon ergriffen. Ganz schweigende Hingabe, bewunderte sie jedoch vor allem immer wieder, wie zart Liliencrons Erscheinung und wie gütig sein Wesen sie berührte nach all den Gedichten voll strotzender und oft leichtsinniger Manneskraft, die sie aus meinem und nun auch aus seinem Munde kannte. Gern hätten wir ihm am Morgen noch einmal am Zug die Hand gedrückt, aber wir verfehlten ihn. Ich habe ihn kein weiteres Mal gesehen.